

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 233. Bromberg, den 11. Oktober 1932.

Onkel Otto.

Ein lustiger Roman von Adolf Augustin.

(14. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Graf Ugos eleganter Cadillac fährt am nächsten Morgen vor dem „Grünen Kranz" vor.

Er hupt dreimal, kurz darauf erscheint Dixi in duftigem Sommerkleid, frisch und hübsch wie ein Gedicht. Zum Anbeißen sieht sie aus.

Vor dem „Ochsen" aber steht Rudi Lenz und sieht, wie sich Dixi dem Wagen des Kurdirektors anvertraut.

Elegant lenkt Graf Ugo den Wagen im Bogen dicht am „Ochsen" vorbei.

Dixi wird rot vor Verlegenheit, als sie Rudi erblickt. Sie sieht, wie sich seine Lippen verächtlich kräuseln, und schämt sich förmlich. Dann aber erwacht der Trotz in ihr. Herausfordernd sieht sie ihn an.

„Viel Vergnügen...!" ruft Rudi dem Wagen nach.

Dixis Herz schlägt heftig. Sie weiß... jetzt ist das letzte Band zerrissen.

Graf Ugo aber fragt Dixi: „Wer war der Flegel?"

„Das... das war Rudi Lenz der Sohn des Ochsenwirtes."

„So wirkt er auch! Nun, diesen Ochsenwirt werden wir bald klein haben. Unser Prozeß steht gut!"

„Wirklich?"

„Ja! Ich kann Ihnen versichern, daß der Nußbaum in diesem Herbst fällt."

Dixi hört's und vermag sich nicht zu freuen.

„Eigentlich... um den Baum tut mir's leid. Der ist doch sehr schön!"

„Das ist nicht zu leugnen. Er gibt sogar dem Marktplatz eine besondere Note, aber er stört, er hindert den Verkehr. Er muß weg. Und auch der „Blaue Ochse". Pulkenau entwickelt sich immer mehr zum Weltkurort, Berlin wird in immer stärkerem Maße auf ihn aufmerksam. Die Entwicklung schreitet fort, und das erfordert eben Opfer."

„Das stimmt schon!"

„Oder wünschen Sie, daß Pulkenau die kleine Ackerbürgerstadt bleibt?"

„Das will ich nicht. Ich freue mich auch der Entwicklung unserer Vaterstadt."

„Ihr Herr Vater scheint nicht ganz Ihrer Meinung zu sein."

„Mein Vater hat andere Sorgen, Herr Graf. Familiärer Art."

„Ich verstehe, gnädiges Fräulein."

Der Wagen zieht in ruhigem Tempo, sicher gesteuert, seinen Weg nach Berlin.

*

Onkel Otto ist zu Rudi herausgetreten.

„War das nicht eben Dixi in dem Auto?"

„Ja, Onkel!" spricht Rudi finster. „Sie läßt sich von dem geschniegelten Laffen nach Berlin kutschieren."

„Das gefällt dir nicht?"

„Mir? Das ist mir ganz schnuppe, Onkel. Was geht mich die Dixi an. Mir paßt's nur nicht, daß sie ausgerechnet auf den Laffen reinfällt, weil er soweit ein eleganter Junge, von gutem Namen und von noch mehr Geld ist."

„Die Dixi geht dich schon was an, mein Junge!"

„Wieso, Onkel?"

„Weil du sie lieb hast, mein Junge!"

„Nicht mehr! Das war einmal! Das ist alles vorbei!"

„Vorbei!" spricht Onkel nachdenklich. „Du sollst das nicht so leicht hinsagen. Wenn man einen Menschen liebt, dann ist das so, als wenn man zum Herrgott betet. Dann muß die Seele erfüllt sein vom Glauben. Was hat das zu besagen, daß sie einmal nach Berlin mitkutschiert? Das ist eine Äußerlichkeit. Sie will mal einen vergnügten Tag haben, weiter nichts. Sie ist jung, und das ist ihr schließlich zu gönnen."

„Ich gönn' ihr alles... nur für mich ist's vorbei!"

„Überleg dir das, Junge!"

„Ich hab mir das überlegt, Onkel! Ich bin kein Hanswurst, ich bin ein Mann. Bei einer Frau mag das Herz alles kommandieren, ich mach's umgedreht, ich kommandiere mein Herz."

„Das ist nicht recht, Rudi!"

„Aber richtig, Onkel!

Onkel ist bei den Worten förmlich traurig geworden. „Ich bin nun ein alter Mann, mein Junge...!" sagt er ernst. „Ich bin früh von Hause fort und habe drüben geschuftet, habe... für mein Herz immer zu wenig Zeit gehabt. Ich habe vergessen, daß... es... eine Liebe gibt. Jetzt, da ich alt bin, jetzt weiß ich, daß ich das Beste vergessen habe. Junge... laß den Trotz!"

„Onkel, es ist kein Trotz," antwortete ihm Rudi ernst. „Glaube es mir, unsere Wege führen auseinander. Das geht nicht anders."

Da schweigt Onkel Otto.

*

Rudi Lenz weiß, daß der Vater gern eine Schwiegertochter im Hause hätte. Er ist Mitte der Zwanzig, und es wäre wohl an der Zeit, zu heiraten.

Er sieht heute Magda ganz besonders nachdenklich an.

Wäre sie nicht die rechte Frau für ihn? Mit dem ebenso hübschen wie frohgemuten Mädel, das so wacker mitschafft, in allen Arbeiten bewandert und immer guter Laune ist, würde sich doch ein stetes, ruhiges Glück aufbauen lassen.

Rudi ist ein Mann des raschen Entschlusses. Er nimmt sich vor, mit Magda zu sprechen.

Am Nachmittag ergibt sich auch eine Gelegenheit. Der Vater hat sich ein wenig aufs Ohr gelegt, und Magda plaudert in der einsamen Gaststube mit Rudi.

„Gefällt's dir eigentlich bei uns, Magda?"

„O ja, sehr!"

„Das wundert mich."

„Warum? Ich verstehe dich nicht!"

„Ich meine nur Magda . . . es ist doch keine Sommerfrische für dich. Mehr Arbeit, als du hier hast, wird dir deine Mutter nicht aufbürden."

„Gewiß nicht, nein, im Gegenteil. Aber mir macht es Freude. Weißt du, zu Hause, da ist es oft zu still, und ich liebe das Leben. Und ihr habt das Lachen im Hause. Du weißt ja nicht, wie das wohltut."

„Eigentlich hast du es hereingebracht, Magda."

„Wirklich?" lächelt sie und sieht ihn froh an.

„Ja! Und wenn . . . ich . . . nun, wie . . . Vater gewiß auch den Wunsch hätte, das Lachen . . . für immer hier zu behalten, Magda? Was würdest du dazu sagen?"

Das Mädchen ist mit einem Male bleich geworden, ihre Hände zittern.

„Das . . . bedeutet . . .?" fragt sie stockend.

„Daß du meine Frau werden sollst, Magda!"

Sie sieht ihn mit seltsamen starren Augen an und fragt mit bebenden Lippen:

„Hast . . . du . . . mich denn lieb?"

„Ich glaube, ich könnte dich . . . sehr liebhaben, Magda!" entgegnet er fest.

Da sinkt das liebliche Mädchenhaupt herunter und Magda weint. Rudi sieht es erschrocken.

„Magda . . . habe ich dir weh getan?" fragt er die Weinende.

Da hebt sie den Kopf und sieht ihn mit zärtlichen, beglückten Augen voll Dankbarkeit an.

„Nein!" sagt sie innig. „Du . . . hast mir nicht weh getan. Du . . . hast mir eine große Freude gemacht . . . so groß, Rudi. Ich . . . weine nur . . . weil . . . ach Rudi . . . das Leben ist so bitter! Ich . . . willst du mir einmal zuhören, Rudi? Ich muß dir eine Geschichte erzählen."

Ihre Augen treffen sich und ruhen lange ineinander.

„Erzähle mir, Magda!"

Da beginnt das Mädchen mit leiser Stimme: „Ich . . . bin ein Jahr älter als du, Rudi. Aber das ist's nicht, vor dem Jahre hätte ich keine Angst, denn mein Herz ist so jung. Aber... als ich ein Kind noch war, da hatte ich einen Gespielen. Der war knapp siebzehn Jahre, als er gegen Ende des Krieges mit hinaus mußte. Unsere Herzen schlugen so innig zusammen, damals schon. Er kam wieder aus dem Kriege. Er war verschont geblieben, aber die Lunge war angegriffen. Er schonte sich, und alles schien gut zu werden. Unsere Herzen fanden sich in Liebe. Da... nach ein paar Jahren, ich war 18 Jahre alt inzwischen geworden, da wollten wir uns verloben. Aber... Ernst wurde krank. Das alte Leiden kam wieder. Lungenentzündung, dann Lungentuberkulose. Viele Jahre lag er krank, er schonte sich, arbeitete nicht und tat alles, um sich auszuheilen. Es trat auch ein Stillstand ein, aber er blieb schwach und arbeitsunfähig. An eine Heirat... war nie zu denken. Ich habe die ganzen Jahre zu ihm gehalten, weil ich fühlte, daß ich ihm damit die Kraft zum Leben gab."

„War es manchmal nicht bitter schwer, Magda?"

In Magdas Antlitz zuckt es heftig, die Tränen strömen.

„Bitter schwer!" stöhnt sie auf. „Oft habe ich gedacht... ich kann nicht mehr! Ich war jung, ich war gesund, und in mir drängte alles zum Leben. Aber ich... ich vermochte es nicht, ihn zu verlassen, ihm das Letzte zu nehmen. Ich habe daran denken müssen, daß . . . daß er einst hinausgezogen ist, dem Vaterlande zu dienen, und damit uns zu helfen. Er hat sich draußen das Leiden geholt. Alle sind enttäuscht mit dem „Dank des Vaterlandes". Alle mußten enttäuscht werden, denn der Dank kann nie von der Gesamtheit . . kann immer nur von dem einzelnen kommen. Siehst du . . . daran habe ich gedacht, und ich bin bei ihm geblieben, habe ihm geholfen, sein schweres Los zu tragen. Er lebt ja nur durch mich!"

„O Magda!" spricht der Mann erschüttert. „Wären doch alle, alle so tapfer wie du!"

„Tapfer . . . ach Rudi . . . es gab Tage, wo all mein Mut, meine Überwindung zusammenbrechen wollte. Ich bin jung, und mein Blut fließt, und... ich trage auch Sehnsucht in mir, wie sie jedes Weib in sich trägt . . . und muß doch verzichten. Und jetzt . . . hast du mich so gefragt! Und dein Wort hat wieder das Leben in mir geweckt, hat mir einen Weg gezeigt, so schön und so . . . so voll Glück! Weil ich weiß . . . ich . . . ich könnte dich so lieben . . . so unendlich lieben, wie es eben eine liebende Frau vermag. Ein Wort... war so viel Glück für mich! Ich weiß, ich... ich bin noch jung und gut, daß ich einen Mann mit mir beglücke. Das ist mir ja so viel. Und ich weiß . . . du würdest mich lieben. Auf unseren Wegen würde das Glück sein! Aber . . . sag' dir selbst die Antwort, die ich dir geben muß. Kann ich mir ein Glück aufbauen... auf den Trümmern eines anderen? Kann ich von ihm, dem Armen, gehen und ihn sterben lassen . . . um glücklich zu sein? Kann ich das?"

„Nein, Magda...!" spricht Rudi bewegt. „Das kannst du nicht, so wenig, wie ich das vermöchte."

Sie sieht ihn mit leuchtenden Augen an und faßt nach seinen Händen. Ein heiliges Feuer brennt in den Augen, erfüllt das Herz.

„Oh, ich wußte, daß du so sprechen würdest! Du bist nicht selbstsüchtig, du denkst an den anderen, der leidet, der sich geopfert hat... und der jetzt ein Opfer verlangt, daß er an diesem Leben nicht verzweifelt. Du bist gut!"

Rudi tut einen tiefen Atemzug.

„Die Stunde, Magda, wird mir unvergeßlich sein, und ich werde immer, wo du auch sein magst, gern an dich tapfere liebe Frau denken!"

„Und ich bin erfüllt von soviel Dankbarkeit, für das Liebe, Gute, was du mir angetan hast!" antwortet das Mädchen inbrünstig. „Es wird mich mein ganzes Leben nicht verlassen und mir die Kraft geben, auszuharren."

Sie nimmt seinen Kopf fest mit ihren beiden Händen. Sie küßt ihn innig auf den Mund.

„Habe Dank... habe Dank, du hast mich so beschenkt."

Sie reckt sich wieder, sicher ist ihr Gang, ihre Augen leuchten, und sie hat das Lachen wiedergefunden, nur tiefer, innerlicher ist es geworden.

Und wenn sie Rudi ansieht, dann ist verhaltene Zärtlichkeit in ihrem Blick.

*

Dixi besucht mit dem Grafen Bossewitz zusammen die Rennbahn Grunewald. Ein Pferd des Grafen, das den schönen Namen „Zitrone" trägt, läuft.

„Ein edles Tier, das in der Arbeit alles kann, aber im Rennen wird es leicht sauer!"

„Darum der Name Zitrone?" lacht Dixi.

„Vielleicht!"

„Hat Ihr Pferd Chancen?"

„Wenn es ehrlich zuging, dann vielleicht, aber so wäre es unklug, es zu wetten. Ich schlage vor, wir wetten den Weiler „Pfirsichblüte". Die Stute ist beste Klasse und müßte das Rennen leicht gewinnen. Sicher ist's ja freilich erst, wenn sie den Kopf übers Ziel zuerst hinaus hat."

„Aber die eingeweihten Kreise wissen doch meist, wer gewinnt."

Graf Ugo lachte leicht. „Irrtum! Wenn das der Fall wäre, dann würde doch vom Stallburschen bis zum Besitzer alles Millionär sein. Nein, gnädiges Fräulein, so einfach ist es denn doch nicht. Erstens... haben Pferde ihren Kopf für sich, zweitens treten Zwischenfälle ein, die nicht zu errechnen sind. Drittens weiß kein Besitzer ganz genau, was sein Pferd für Kräfte besitzt. Da spricht zuviel mit."

„Aber ungefähr weiß man doch, wer der Sieger ist?"

„O nein, meist ist das ganz unbestimmt. Oft sind in einem Rennen ein halbes Dutzend Pferde chancenreich. Sie müssen bedenken, jeder Rennstallbesitzer möchte doch gewinnen, jeder Reiter genau so. Nur der Reiter kommt hoch, der siegt. Der spekulative Jockey kommt so gut wie nie hoch."

„So haben auch die Jockeys oft keine Ahnung, wer siegt?"

„Sie wissen's jedenfalls vorher genau so wenig, wie wir Außenstehenden. Hin und wieder, wenn ein Pferd in der Arbeit ganz besondere Qualitäten verrät, dann wissen sie vorher eine Chance. Aber das ist nicht zu oft. Es wäre auch nicht gut! Also kommen Sie, wir wollen „Pfirsichblüte" wetten."

Sie traten zum Toto.

Graf Ugo zog ein Paket 100-Mark-Scheine hervor und bat: „Bitte setzen Sie die 11 für mich!"

Dixi ging zum Toto und brachte 10 Tickets zu je 100 Mark auf Nr. 11. Graf Bossewitz bedankte sich und sagte: „Jetzt werden wir Glück haben!"

Und richtig . . . es traf ein. „Pfirsichblüte" gewann mit drei Längen und brachte 33 Sieg, also 3300 auf 1000 Mark.

Dixi war ganz glücklich, und sie bekam Respekt vor dem Pferdeverstand des Grafen Bossewitz. Er wettete noch zweimal und traf beidemal den Sieger, wenn auch mit kleinen Quoten, einmal 18 und einmal sogar nur 14, aber er hatte auf jedes Pferd 3000 Mark gesetzt.

Dixi errechnete, daß der Graf beinahe 6000 Mark gewann.

(Fortsetzung folgt.)

Nachtmusik vor dem Olivaer Schloß.

Von Wolfgang Federau.

Leise, geräuschlos fast schließt sich die Pforte im Westen des Parks hinter den letzten, spätesten Gästen. Flüsternd, langsam umwandeln die Menschen das Rundbeet des Ehrenhofes, hingegeben an die märchenhafte Stimmung dieser Stunde. Strahlendes Licht, das künstliche Licht des zwanzigsten Jahrhunderts überblendet die einfach, schlicht gegliederte, sandfarbene Fassade des Schlosses, reißt Dach und Pfeiler und Strebebogen der Kathedrale aus der Dunkelheit, bildet die geschorene Hecke des Beetes, die kegelförmig geschnittenen Lebensbäume in seiner Mitte zu gespenstigen, geheimnisvollen Figuren um. Verrinnt, verglitzert schließlich über dem Blattwerk der uralten Kastanien, deren Wipfelhöhe sich in der samtenen Unendlichkeit verliert, in der Nachtbläue des Himmels ertrinkt.

Nun treten die Bläser, tritt der Dirigent auf den Balkon des dem Schloß seitlich angebauten Flügels. Der Konzertmeister hebt die Hand — letztes Flüstern verstummt, andächtige Stille breitet sich aus . . .

Dann beginnt die Musik, dann beginnt Mozarts wunderbare Serenade Es-Dur für acht Bläser. Die bewegte Tonfolge des Allegro maestoso hebt an, zierlich, zärtlich spinnt die Musik durch die Dunkelheit, rieselt Klang und Bitternis und Süße aus Oboe und Fagott, aus der Klarinette und des Waldhorns metallenem Mund.

Schmelz und Tändelei, Schmerz und Lächeln unter Tränen, verspielte Verliebtheit und Trauer des Herzens — der ganze Zauber des verklingenden, des sterbenden Rokoko wird lebendig. Glüht auf, verflackert, verweht. Rankt sich, unsichtbar, nur dem Ohr, nur dem Herzen vernehmbar, um des Schlosses klare Linien, um das Dach der Kathedrale, sickert durch Busch und Baum und sinkt über die Stummheit ergriffener Menschen.

Dunkel stehen diese Menschen im rinnenden Licht. Blicken nach dem Balkon, auf dem die Musiker spielen. Erspüren das Lebendigwerden einer verklungenen Zeit. Tot Gewähntes, tot Geglaubtes erhebt sich aus dem Grabe, aus dem Sarge der Gewesenheit, erwacht zu neuem, strahlendem Leben. Ein paar zwitschernde Kaskaden von Tönen, ein Schluchzen des Fagotts — und das Wunder wird Wahrheit. Jahrhunderte werden ausgelöscht, und die Menschen von heute, bedrückt von den Nöten einer harten Gegenwart, Diener am Jetzt und Opfer des Jetzt, ertasten mit zitternder Seele die Bindung mit dieser Erde, mit dieser Landschaft. Die ihnen Heimat ist, wie sie anderen ihres Blutes vor ihnen Heimat war.

Geht nicht des Klosters Abt, geht nicht der Zisterzienser im wehenden Mantel, ein ungreifbarer Schatten, wieder lautlos wandelnd durch diesen Garten? Er hat diese Erde geliebt, und sie dankte ihm dafür, indem sie sich an sein Herz warf und lächelte.

Da steht das Schloß, leuchtend, strahlend, so edel in seiner Schlichtheit! Aus Wunsch und Willen eines deutschen Abtes geboren ruht es breit und prunklos inmitten einer Landschaft, inmitten eines Gartens von erlesener Schönheit. Spiegelt in seiner klaren feinen Aufteilung und Gliederung mit kraftvoller Betonung die natürliche Umgebung wider.

Und wie Mozarts Nachtmusik aus Heiterkeit und Bittersüße und Trauer heraus ja sagt zu diesem Leben und seiner Schönheit, seine Schmerzen noch freudig, ja dankbar bejaht, so war auch diese Zeit, die so rasch, die allzu früh in dem rasenden Ungewitter der großen Revolution verwelkte und verblühte und unterging. Dieser Epoche des Rokoko verdankt das Olivaer Schloß seine Entstehung, ihr auch der Park, in den der Prälat seinen fürstlichen Wohnsitz hineinbetten ließ — der mit Paradies und Irrgarten, mit künstlichem Baumschnitt und der Ungebundenheit englischer Anlagen, mit den Parterrebeeten auf der einen, dem Hineinbeziehen von Landschaft, ja Meeresweite auf der anderen Seite nicht nur Kunst und Natur, sondern auch Barock und Rokoko miteinander verschmolz und verwob.

Und wenn wirklich Schloß und Garten nichts anderes waren als Frucht flüchtiger Laune eines geistlichen Herrn, was fragen wir späten Nachfahren danach, welchem besonderen Umstande wir das Geschenk der Vergangenheit verdanken? Wir wissen es wohl, und unser Herz bestätigt es uns, daß dieser Ostraum nie hätte deutscher Boden werden können, ohne jene tragende Idee, die vor vielen Jahrhunderten deutsche Mönche adeligen Blutes und bäuerliche Laienbrüder den Pflug lenken ließ über diese Erde, sie diese Erde lieben ließ — die immer, und mit Recht, dessen wird, der an sie sein Herz hängt, der sein Herz an sie verschwendet. Diese arbeitende Liebe der ersten Siedler machte aus der Fremde Heimat, machte deutsches Land aus ihr, das nie mehr aufhören kann, deutsch zu sein.

Mozarts Serenade verklingt, stirbt dahin in Wohllaut. Und da nun Beethoven ihm folgt, mit herberen, doch nicht minder süßen Klängen, erlöschen die Scheinwerfer. Des silbernen Mondes Dreiviertelkreis, der sich mählich über den Baumwipfeln erhebt, überrieselt Schloß und Kirche mit milderem Licht. Ein paar Wölkchen gleiten, duftig weiß, unter dem Nachthimmel dahin, und wenn der warme Wind dieses vielleicht letzten hinsterbenden Spätsommertages durch das Gezweig der Bäume harft, die Regen des Nachmittages erfrischt und geletzt hat, hört man tropfendes Naß wie reife Früchte auf den Boden klopfen. Ab und an knirscht Sand der Gartenwege leise unter vorsichtig gesetztem Fuß. Über den Menschen aber, die geruhig und selbstvergessen lauschen, schimmern erste goldene Sterne. — Ewig, wie alle Schönheit es ist und alle Liebe, wie die Hoffnung es ist, daß dieses Land, daß diese Erde nie aufhören wird, nie aufhören kann, deutsch zu sein.

Der Bürgermeister von New Cattleville.

Amerikanische Geschichte von Hans Rieban.

Sagen Sie nicht, diese Geschichte sei nicht wahr, oder gar, diese Geschichte *könnte* nicht wahr sein. Das Leben liefert die unwahrscheinlichsten Dinge am laufenden Band, ohne daß jemand den Kopf schüttelt. Das Schütteln der Köpfe hebt erst an, wenn die unwahrscheinlichen Dinge schwarz auf weiß gedruckt sind. Der Freiherr von Münchhausen hat, Hand in Hand mit amerikanischen Nachrichtenagenturen, die merkwürdigen Dinge dieser Welt diskreditiert.

Nach dieser — für den Leser notwendigen — Vorbemerkung sei die Geschichte von New Cattleville (USA) und den zwei verschiedenen Meinungen seines Bürgermeisters erzählt. Also:

Tom Soy, der Bürgermeister, ging nach Hause. In der linken Tasche trug er einen Revolver. In der rechten Tasche trug er auch einen Revolver. Trotzdem spähte er nach links und nach rechts in die finsteren Gassen. Tom Soy, das wußte niemand besser als er selbst, war in New Cattleville nicht beliebt. Tom Soy gehörte zu den Gegnern des Alkoholverbots. Tom Soy wollte „fair play". Tom Soy liebte den Whisky, nicht aber die Stiefelschafter, und vorgestern hatte er den Sheriff von New Cattleville, den Bösewicht, eigenhändig ins Polizeigefängnis gesperrt. Also mehr als ein Grund für Tom Soy, in beiden Hosentaschen je einen Revolver zu tragen.

Als er in der Ferne sein Haus auftauchen sah, blieb er einen Augenblick stehen. „Die Gefahrzone", dachte er und hob den Fuß, um weiter zu gehen. Aber der Fuß ging nicht weiter. Er stieß gegen etwas Weiches, und als Tom sich bückte, lag da ein Mann.

Nun, in New Cattleville gehörte es nicht zu den Seltenheiten, daß um Mitternacht ein Mann auf der Straße lag, der keine Auskunft mehr darüber geben konnte, wie er dahingekommen. Aber der Mann, den Tom Soy betastete, war nicht tot. Er atmete.

Der Bürgermeister schwankte nicht einen Augenblick. Er nahm den Körper, warf ihn sich auf die Schulter, brachte ihn nach Hause und legte ihn aufs Bett. Fünf Minuten später schlug der Fremde die Augen auf und starrte Tom Soy an. Bürgermeister Tom Soy seinerseits starrte — als sähe er in einen Spiegel — den Fremden an. Nase, Kinn, Augen, Ohren, Haut, Haare und sogar der pockennarbenartige Leberfleck auf der Oberlippe glichen sich wie ein Ei dem anderen. Tom Soy, der Bürgermeister von New Cattleville, und der Mann, den er in seine Wohnung getragen hatte, waren Doppelgänger.

Die Erstarrung löste sich erst, als der Bürgermeister Whisky einschenkte. Der Doppelgänger trank. Dann rieb er sich die Stirn. Die Geschichte, die er erzählte, war lang-

weilig. Geschäftsreisender, Tramp, Geschäftsreisender, wieder Tramp. Und zweimal hatte er schon im Gefängnis gesessen. Wie er nach New Cattleville gekommen war? Mit der Eisenbahn. Und dann? Der Überfall?

Der Doppelgänger hämmerte sich gegen die Schläfen. Er trank einen Whisky, und noch einen. Aber die Erinnerung kam nicht. „Wie weggewischt“, flüsterte er, „ich weiß es nicht.“

Tom grübelte. Tom Soy überlegte. „Was mich betrifft“, murmelte er schließlich, „ich bin der Bürgermeister. Aber die Leute hier lieben mich nicht. Die Stadt besteht — seit es das Alkoholverbot gibt — fast nur noch aus Verbrechern. Ideales Gelände, wissen Sie; erstens die Grenze dort oben, und dann die See . . . Man muß sein Testament fertig haben in New Cattleville. Und man darf nicht ohne Revolver auf die Straße gehen.“

Der Doppelgänger hörte aufmerksam zu. „Jim Havis, ein Mann mit knallroten Haaren“, fuhr Tom Soy fort, „ist das wirkliche Oberhaupt der Stadt. Nach seiner Pfeife tanzen sie, die Bürger, die Geschäftsleute, die Beamten, die Polizei.“

„Rote Haare?“ murmelte der Doppelgänger und strich sich über die Stirn. „Knallrote Haare? Ich fange an, mich zu erinnern. Es ist, als wenn ein Nebel aufsteigt. Ein Mann mit roten Haaren, fast zwei Meter groß, hat mich, ohne ein Wort zu sagen, niedergeschlagen.“

„Das war Jim Havis“, nickte der Bürgermeister, „Distriktführer der Halldy-Bande in New Cattleville. Sie hat er niedergeschlagen, und mich“ — Tom seufzte — „hat er gemeint.“

Der Doppelgänger erhob sich langsam. „Das ist eine traurige Verwechslung“, sagte er. „Jim Havis — ich habe doch recht gehört? — ist Mitglied der Halldy-Bande?“

„Ja“, murmelte Tom Soy.

„Sehr traurig“, fuhr der Doppelgänger fort, „auch ich bin Mitglied der Halldy-Bande.“

Der Bürgermeister erstarrte . . .

Damit ist die Geschichte im wesentlichen zu Ende. Was nützt es, wenn man in der linken Hosentasche einen Revolver und in der rechten Hosentasche auch einen Revolver, die Hände aber nicht an den Abzugsbügeln hat? — Am nächsten Tag begruben die New Cattleviller einen fremden Tramp, den sie irgendwo — ohne ein Papier in der Tasche — gefunden hatten. Tom Soy aber, der Bürgermeister, war von diesem Tage ab ein Freund der Stiefelschafter. „Er ist“, sagte Jim Havis, der Rothaarige, „ein ganz anderer Kerl geworden seit damals.“

„Du hast recht“, grinsten die New Cattleviller, „er hat sich ungeheuer zu seinem Vorteil verändert.“

Russische Anekdoten von heute.

Zwei Freunde treffen sich seit 1917 zum ersten Male wieder in Moskau.

„Guten Tag“, sagt der eine, „wie geht es dir? Übrigens, wie alt bist du jetzt?“

„Ich bin dreißig“, sagt der Freund.

„Dreißig? Aber du warst doch schon dreißig, als die Revolution ausbrach?“

„Ich weiß“, sagt der Freund bitter, „aber ich kann doch die zehn Jahre seit der Revolution nicht als Leben bezeichnen, nicht wahr?“

*

Eine Bauersfrau sah auf dem Marktplatz zum ersten Male in ihrem Leben ein Kamel; sie betrachtete es eine halbe Stunde lang von allen Seiten und rief dann kopfschüttelnd aus:

„Es ist doch fürchterlich, wie diese elenden Bolschewiki die Pferde zugerichtet haben!“

*

„Warum klagt ihr, Genossen?“, fragte Kalinin, der Präsident der UdSSR., einige Bauern.

„Wir haben keine Schuhe! Und du hast uns das Paradies versprochen!“

„Ach, was seid ihr für Dummköpfe“, sagte er, „wer hat je gehört, daß man im Paraides Schuhe trägt?“

*

Derselbe Kalinin wandte sich einmal an die Bauern eines Dorfes. „Wie steht es?“, fragte er.

„Schlecht!“ rief ein Bauer. „Sieh unsere Kleidung an: Schuhe aus Birkenrinde statt aus Leder, statt Strümpfen Lumpen, statt Hosen — na, man nimmt, was man findet, und statt Hemden Mehlsäcke.“

„Ja“, sagte Kalinin. „denk an die Indianer in Amerika, die haben gar keine Kleider anzuziehen.“

Ein alter Bauer zündete sich eine Zigarette an und sagte: „Das kann schon sein, Genosse Kalinin, aber vielleicht haben sie schon länger das Sowjetsystem gehabt.“

*

Trotzki und Sinowjew gingen einmal eine Dorfstraße hinunter. Eine Schar kleiner Jungen lief hinterher und rief: „Wir wissen, wer ihr seid!“

„Hör nur“, sagte Trotzki zu Sinowjew, „sogar hier in diesem gottverlassenen Nest kennen sie uns. Die Revolution hat uns überall berühmt gemacht.“

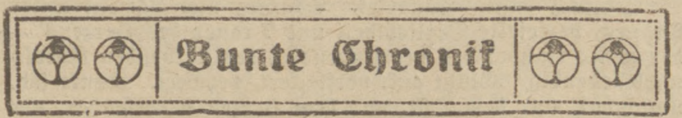
Die Jungen riefen immer weiter: „Wir wissen, wer ihr seid!“

Trotzki blieb stehen und fragte, indem er den Jungen eine Handvoll Kupfermünzen gab: „Wer sind wir?“

Die Jungen nahmen das Geld, rannten davon und schrien: „Juden seid ihr“.

*

Die vorstehenden Anekdoten sind dem Buche „So lebt der Russe“ (Köln, Gilde-Verlag) entnommen.



Flugzeuge an Stelle von Bernhardinerhunden.

Die Bernhardinerhunde, die Jahrzehnte hindurch im Dienste des Hospizes auf dem St. Bernhard sich als Retter Verirrter oder Verunglückter Weltberühmtheit errungen haben, werden nun auch den Fortschritten der modernen Technik zum Opfer fallen. Die bereits seit einigen Jahren in der Schweiz eingeleitete Umorganisation des Rettungsdienstes im Hochgebirge steht vor ihrem Abschluß. An Stelle der Bernhardinerhunde, auf die die Bezeichnung „altehrwürdig“ bereits zutrifft, sollen von jetzt ab Flugzeuge verwandt werden. Der alpine Klub in Bern hat mehrere besonders konstruierte Rettungsflugzeuge erbauen lassen, die mit dem erforderlichen sanitären Material ausgerüstet sind. Nicht nur in den größeren Ortschaften, sondern auch in der Nähe von Pässen und Bergen, die von den Touristen bevorzugt werden, sind Rettungsstellen eingerichtet worden, die ähnlich wie die Feuerwehren alarmiert werden können, wenn Menschenleben in Gefahr sind. Da die Flugzeuge in kürzester Zeit aufsteigen und sich auf die Suche begeben können, hofft man in Zukunft, mehr Menschenleben zu retten, als es bisher möglich war. Die berühmten Hunde sollen das Gnadenbrot erhalten.



Lustige Ecke



* **Künstlerbescheidenheit.** Als eines Tages eine Jugendoper von Rossini neu einstudiert wurde, sagte der Textdichter zu dem Komponisten: „Meister, jetzt sehe ich erst, daß ich Ihnen damals ein sehr schlechtes Libretto geliefert habe.“ — „Ja, das ist freilich wahr“, sagte Rossini, „aber machen Sie sich deswegen keine Vorwürfe, denn meine Musik zu Ihrem Text ist noch viel schlechter.“

* **Zeichen der Zeit.** Tante Mathilde fährt nach vierzehntägigem Besuch wieder heim. Zum Abschied schenkt sie dem artigen Karlchen ein Zweimarkstück.

„Tante“, sagt Karlchen, „von diesem Zweimarkstück braucht Papa aber nichts zu wissen.“

„Warum denn nicht?“ forscht die Tante, „das ist doch nichts Unrechtes.“

„Das ist es auch nicht“, bestätigt Karlchen, „aber wenn er das weiß, pumpt er mich an.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.